
Mark Greif

Bluescreen

Essays

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2629

Ein Schritt weiter, die Anthologie mit Texten aus dem New Yorker Magazin *n+1*, stieß 2008 auf überwältigende Resonanz: *Die Zeit* nannte den Band einen »Rosinenbomber voll origineller Gedanken«, die *Neue Zürcher Zeitung* bezeichnete ihn als »anregend, geistreich und erfrischend frech«. Mark Greif, einer der Herausgeber von *n+1*, gilt als einer der talentiertesten amerikanischen Essayisten seiner Generation, er verbindet narratives Geschick mit zeitdiagnostischer Klarheit. Der Band versammelt seine Texte über die totale Ästhetisierung unserer Lebenswelt.

Mark Greif, geboren 1975, studierte Geschichts- und Literaturwissenschaft in Harvard, Oxford und Yale. Er ist einer der Gründungsherausgeber der Kulturzeitschrift *n+1* und publiziert regelmäßig in bedeutenden englischsprachigen Zeitschriften. Im Suhrkamp Verlag veröffentlichten er und seine Mitherausgeber die *n+1*-Anthologie *Ein Schritt weiter* (es 2539).

Mark Greif

BLUESCREEN

Ein Argument vor
sechs Hintergründen

Herausgegeben und
aus dem Englischen übersetzt
von Kevin Vennemann

Suhrkamp

edition suhrkamp 2629

Erste Auflage 2011

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12629-5

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

Vorwort: Unsere Zeit	9
DIE BLAUE LAGUNE	21
Im Hochsommer der Sexkinder	24
SANTA CRUZ	66
Die Realität des Reality-TV	69
IM GESCHIRR	97
Gesetzgebung aus dem Bauch heraus oder: Umverteilung	100
ROUTE 3	114
Anästhetische Ideologien	116
ÄTHER	153
WeTube	155
FARBEN	168
Rappen lernen	174
Nachwort: Im Tal	229
Textnachweise	231

Für Gabrielle

»... wenn mir zumut ist,
zu warten vor der Puppenbühne, nein,
so völlig hinzuschauen, daß, um mein Schauen
am Ende aufzuwiegen, dort als Spieler
ein Engel hinmuß, der die Bälge hochreißt.
Engel und Puppe: dann ist endlich Schauspiel.
Dann kommt zusammen, was wir immerfort
entzwein, indem wir da sind.«

*Rainer Maria Rilke,
»Vierte Duineser Elegie«*

Vorwort: Unsere Zeit

In einem Lied heißt es: »We are living in the future, I'll tell you how I know / I read it in the paper, fifteen years ago.« Ich summe diese Melodie vor mich hin, wann immer uns im Fernsehen jemand dazu gratuliert, in der fortschrittlichsten und glorreichsten Epoche aller Zeiten zu leben. So verliert der Diskurs ein bisschen von seiner Ernsthaftigkeit, und ich empfinde geradezu Mitleid für den Lobredner und meine optimistischeren Zeitgenossen. Unser Zeitalter ist fabelhaft, kein Zweifel. Doch die Erwartungsvollen versichern uns schon allzu lange, es werde das wichtigste sein, das einzigartigste von allen – und außerdem das letzte. Die Abrisskalender werden immer dünner, und die Hersteller planen keine neuen Auflagen.

Mir gefällt es durchaus, modern zu sein. Es ist so leicht, die nötigen Teile zu finden für alles, was man bauen möchte. Betrachtet man jedoch die Blaupausen, die die Aufklärer vor 1810 für uns gefertigt haben, so denke ich nicht, dass sich bei irgendjemandem das Gefühl einstellt, unter wahrhaft meisterhaften Handwerkern zu leben oder dass wir das, was wir heute, erfüllt von einem Gefühl der Verlegenheit, leisten, nicht doch wieder aus der Hand geben werden. Woher kommen das unterwürfige Unbehagen, das Erschrecken und das Misstrauen, die sich heute, im Jahr 2011, einstellen, wenn wir uns daran erinnern, dass wir die Erben Kants, Jeffersons und Joseph Listers sind und dennoch *das* tun, was wir gerade treiben? Die Welt ist

nicht in der Utopie angekommen, sie sieht noch nicht einmal deren Leuchten am Horizont.

Die exzentrischen Umdrehungen des Globus prägen dem Gewebe der Ewigkeit einen Zwischenbericht zum zivilisatorischen Fortschritt auf. Nur wer sehr schlechte Augen hat, könnte annehmen, dieser Report sei das letzte Wort. Wir wollten Paläste des Geistes errichten oder zumindest eine Stadt auf einem Hügel. Stattdessen haben wir die westliche Welt in ein gigantisches Wartezimmer verwandelt, in dem es bunte Magazine gibt und einen Fernseher, der unablässig dröhnt. Wenn der Doktor uns zur Untersuchung hereinruft, drückt er uns ein paar Tabletten in die Hand und schickt uns gleich wieder hinaus, um noch ein bisschen länger zu warten. Wir werden die schlechte Nachricht später erfahren. Wann? Bald, sehr bald.

*

Die Milleriten, eine adventistische Bewegung in den USA, dachten, die Welt würde im Jahr 1844 untergehen. Das tat sie nicht. Sie weinten. Sie hielten an ihrem Glauben fest. Auch wenn die Adventisten inzwischen etwas vorsichtiger sind, was die exakte Datierung ihrer Jüngsten Tage angeht, heißt das nicht, dass sie glauben, der Weltuntergang würde sich ewig hinauszögern.

Der Sozialpsychologe Leon Festinger und seine Mitarbeiter haben die Konsequenzen dokumentiert, die es haben kann, wenn die Welt nicht planmäßig untergeht. Die Chicagoeer UFO-Sekte, die sie untersuchten, ging fest davon aus, am 21. Dezember 1954 würde eine große Flut die Erde verwüsten, doch diese drehte sich auch am 22. Dezember weiter. In der Folge wandte sich die zuvor

rein private Sekte an die Öffentlichkeit. Als ihr die Blamage drohte, wurde sie schamlos. Dasselbe passiert mit den zeitgenössischen Sektenanhängern, jenen falschen Erben der Versprechen vom immerwährenden Frieden und vom Streben nach Glückseligkeit, die uns die Aufklärung hinterlassen hat. Allzu beflissen verkünden sie, unsere Zeit sei die vollendete Epoche, und alles sei bereits so, wie es sein solle und auch in Zukunft sein werde. Die Uhr tickt über die Stunde der Parusie hinaus, und die umstehenden Beobachter beteuern: Da haben wir uns wohl um einen Tag vertan! Vor dem nächsten Termin müssen wir noch mehr Leuten Bescheid geben! Aber das Ende *kommt*!

Wir geben unsere Ängste und Hoffnungen auf dieselbe Weise weiter, wie wir andere bitten, verdorbene Milch zu probieren. Wir teilen unsere Enttäuschungen genauso gerne mit anderen wie die Schönheit eines Sonnenuntergangs.



Vielleicht lässt es sich ja gar nicht vermeiden, dass Menschen, die überzeugt sind, alles habe einen Anfang, auch daran glauben, alles werde eines Tages untergehen. Ein menschliches Wesen kommt durch einen Tunnel auf die Welt und verschwindet in einem Grab. Wir haben jedoch nicht mit eigenen Augen gesehen, wie die Gesellschaft im hellen Tageslicht ihren Anfang nahm. Vielleicht liegen wir daher falsch, wenn wir annehmen, sie müsse irgendwann enden. Ein Philosoph klagte einst, es gelänge zwar allen, ein Leben enden zu lassen, nur wenige hätten jedoch die Kraft, diesem Ende eine Bedeutung zu geben und aus ihrer Biografie eine runde, in sich abgeschlossene Erzäh-

lung zu machen. Wenn es um das Leben einer Gesellschaft geht, stehen wir vor der genau entgegengesetzten Schwierigkeit: Ihre Verehrer versuchen immer, vorzeitig ein Fazit zu ziehen, weil es besonderen Ruhm verspricht, der letzten Generation anzugehören. Es ist schließlich ein besonderer Nervenkitzel damit verbunden, im Schatten der letzten Dinge zu wandeln. Wenn jedoch später ganz andere Menschen dort wandeln, dann wird es ihnen schwerlich in den Sinn kommen, unsere Bedingungen zu akzeptieren. Sie werden ihr eigenes Manifest schreiben, und die Kultur wird lässig und ohne Haltung vor den Zeichen des Neuen stehen.

Das angeblich nahe Ende erweist sich als etwas ganz anderes, als eigentlich gedacht. Es schließt viele kleine, zyklische Veränderungen ein, die lange Zeit – vielleicht sogar endlos – periodisch wiederkehren, bis wir bei der letzten Generation angekommen sind, wenn ein solches Monster denn überhaupt geboren werden kann. In den neunziger Jahren kam eine Postrock-Platte mit dem Titel *Millions Now Living Will Never Die* heraus. (Ein Satz, der auf einen Slogan der Adventisten des frühen 20. Jahrhunderts zurückgeht. Entstand der Gedanke spontan ein zweites Mal? Oder überlebte er wie ein Keim in der Luft, um nun erneut auszuschlagen?)

Der letzten Generation wird unser Doktor sagen: »Ab jetzt kann euch nichts mehr etwas anhaben, wir haben die Krankheit besiegt. Lebt in alle Ewigkeit!« Und sie werden antworten: »Aber was sollen wir *jetzt* tun?«

*

Eigentlich weiß man ja kaum, was es überhaupt *bedeutet*, geboren zu werden oder zu sterben, schließlich tun wir

beides äußerst selten. Unsere Leben werden nicht in erster Linie von ihren Enden geformt, sondern von den unendlichen Arten und Weisen, jene miteinander zu verknüpfen. Davon also, wie wir die Mitten unserer Lebensläufe zu Knoten oder Schleifen binden, obwohl wir uns nicht an ihren Ursprung erinnern und obwohl wir ihr Ende, über das wir nur Mutmaßungen anstellen können, niemals wirklich erfahren werden. In diesem Sinne müssen sogar politische Denker oder Denker, die sich mit ewigen Dingen befassen, die zentrale Rolle der Medien eingestehen.

In unserer Zeit können wir mithilfe der Bluescreen-Technologie hinter jedes Porträt eines Menschen einen vollkommen beliebigen Hintergrund setzen. Mit diesen Porträts verhält es sich wie mit jenen Hochzeitsfotos aus Hongkong – die auch in Dubai, Lagos und der Mall of America aufgenommen und verkauft werden –, bei denen mal das Taj Mahal hinter dem glücklichen Paar auftaucht, mal die Freiheitsstatue oder der Strand irgendeiner Insel. Wenn ich solche Fotos sehe, beuge ich mich unwillkürlich vor, als ob ich den Eheleuten auf diese Weise in die Augen sehen könnte. Für welche Art von Freude leben sie? Inwiefern wird ihre Hochzeit aufgrund der Orte, die sie ausgewählt haben, aber wohl niemals mit eigenen Augen sehen werden, zu etwas ganz anderem? Ganz weit im Hintergrund befindet sich dabei immer der Blaue Bildschirm des abgestürzten Computers. Nennen wir ihn Himmel.

*

Wenn ich mich frage, ob unsere Zivilisation an ihr Ende gelangen kann – und damit meine ich ihre Vollendung, nicht ihre Vernichtung –, dann finde ich es hilfreich zu

berücksichtigen, dass der begrenztere kulturelle Bereich der Kunst schon zu meinen Lebzeiten tatsächlich an ein Ende gelangt *ist*, woran sich damals allerdings niemand groß zu stören schien. Jahrzehnte später sind wir immer noch da und tasten uns unsicher durch das Dunkel um uns herum.

Es gibt nur einen einzigen Weg, den Stil, die künstlerischen Erzeugnisse und die Denkweise der Achtziger zu verstehen: Man muss erkennen, dass die Künste und mit ihnen womöglich die Welt an ein Ende gelangt waren. Der Minimalismus in der Musik, der die modularen Blöcke seiner betäubenden Kompositionen immer wieder wiederholte; der Brutalismus oder das postmoderne Ornament in der Architektur, die Plattenbauten und Geburtstagskuchen hervorbrachte, in denen niemand lange leben wollte, in denen allerdings auch niemand lange leben zu müssen glaubte; der Minimalismus und der Fotorealismus in der Malerei, mit denen die Künstler bewiesen, dass auch ihre harte Arbeit ununterscheidbar werden konnte von den Automatismen einfacher mechanischer Prozesse: Sie alle machten deutlich, dass eine vollkommen logische Entwicklung, die im 19. Jahrhundert begonnen hatte, vorangetrieben von Kadern einer Avantgarde, die sich untereinander mit verbundenen Augen bekämpften, an ihr logisches Ende gekommen war. Mit den Fortschritten, die die Ästhetik seit der Geburt der »modernen Kunst« parallel zu den Purzelbäumen der Sozialgeschichte gemacht hatte, erfüllte sich ihr Narrativ. Weiter konnte man nicht gehen.

Und genau das war – was zum Beispiel den Bereich der Bekleidung angeht – das eigentliche Geheimnis hinter der befremdlichen Beliebtheit von Leggings, über denen man

T-Shirts in Übergrößen trug, von Neonfarben, von eckig geschnittener Kleidung, die wie für Papierpuppen gemacht und mit einem Lineal entworfen worden zu sein schien. Jenseits dieses Punktes waren keine Experimente mehr möglich, noch weiter konnte man schlechterdings nicht reduzieren. Das Einzige, was jetzt noch blieb, waren jene universellen, von beiden Geschlechtern zu tragenden Gymnastikanzüge, die schon immer unsere Vorstellungen von der Kleidung »der Zukunft« geprägt haben, von der Zeit also nach der Ausmerzung der Gegenwart. Die achtziger Jahre wussten, dass sie das Ende waren. Es hat den Eindruck, als hätten sich damals viele Gruppierungen auf dieses Ereignis vorbereitet und die große Abschlussfeier für das Jahr 1984 geplant. 1984 als stillschweigend festgelegtes Verfallsdatum, an das sich Linke wie Rechte hielten: Man erkennt daran, dass Orwells Prophezeiung sich in einen süßen Traum verwandelt hat, der ein halbes Jahrhundert währte. Auch heute noch existiert in den USA keine oppositionelle oder andersdenkende Gruppierung, die nicht davon überzeugt wäre, dass sie von vor Computerbildschirmen sitzenden Handlangern der Regierung überwacht und verfolgt, dass sie schon bald zusammengetrieben und in Todeslager gesperrt werden und damit das Schicksal teilen wird, das die europäischen Juden ereilte. Selbst christliche Messianisten, Anhänger der These von der Überlegenheit der »Arier« und Antisemiten hegen diesen Verdacht, ja vielleicht ist er unter diesen Gruppen sogar am weitesten verbreitet. Der Big Brother ist jedoch niemals in der Form erschienen, in der wir ihn erwartet hatten. (Obwohl man manchmal glauben könnte, dass wir von seinem albern grinsenden, Mitgefühl heuchelnden Geschwister *befriended* wurden,

dem Norman Mailer in den sechziger Jahren den Namen Big Buddy gab.)

Mir ist diese Phase wichtig, weil ich genau in dieser Zeit die Bühne betrat. Im Jahr 1984 hatte ich die fixe Idee, dass ich den alles vernichtenden Atomkrieg überleben würde. (Man nahm damals an, dass dies die wahrscheinlichste Ursache für den Weltuntergang sein würde; die Kunst, der man das vormals ebenfalls zugetraut hatte, fiel an dieser Stelle aus.) Meine apokalyptischen Ambitionen waren damals, wenngleich teilweise romantisch, in erster Linie konsumorientiert. Ich hatte vor, mein Leben von nun an mit der hübschen kleinen Sechstklässlerin aus unserer Straße zu verbringen, während um uns herum alle Werte und Hierarchien in sich zusammenfielen. Gemeinsam würden wir in finsternen, verlassenem Läden nach Waffen und Süßigkeiten graben. Als Entschuldigung für meine damalige Naivität kann ich immerhin anführen, dass ich 1,20 Meter groß war und meine Mutter mir noch immer Gutenachtküsse gab. Doch wie lautete die Ausrede meiner erwachsenen Zeitgenossen, die ganz ähnliche Visionen hatten? Als die Welt 1984 dann doch nicht unterging bzw. als sie erst 1989 unterging, glaubten die inzwischen erwachsenen amerikanischen Kinder, die den einsetzenden Goldrausch managen sollten, dass sie nach dem Ende des Sozialismus auch noch den Rest an sich reißen und alle menschlichen Impulse ins Shopping und in den Markt umleiten könnten. Genau dieses Ende wurde dann in den neunziger Jahren und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends überall auf der Welt realisiert – so dass man sich heute nur noch darüber wundern kann, dass die Menschen nicht müde werden, immer dieselbe Platte zu hören, während die Grooves sich abnutzen.

Wäre ich bereits erwachsen gewesen, ich glaube, ich wäre verrückt geworden in jenen Jahren, in denen die Widersprüche noch frisch und auf eine gewisse Art vollkommen waren, als Männer mit Atomwaffen die Konfrontation immer weiter anheizten und dabei zugleich mit ihren neoliberalen Spaten die soziale und demokratische Zivilisation zu untergraben begannen. Doch dann geschah ein historisches Wunder, und das Ende blieb aus. Die Atomraketen blieben in ihren Silos. Das Marktsystem bricht regelmäßig zusammen; in diesen Momenten werden dann eher sozialliberale Politiker gewählt, die mithilfe des Staates das System reparieren sollen, damit es erneut kollabieren kann. Arbeitsplätze werden geschaffen, und Arbeitsplätze gehen verloren. Vielleicht verfügen die Menschen, einige Philosophen gehen ja davon aus, doch über so etwas wie eine grundlegende Vernunft. Sind sie in geschlossenen Räumen unter sich, ist ihnen durchaus klar, dass man die Erde nicht in Brand stecken sollte. Es sind die Medien, die sie ganz durcheinander bringen.

*

Dass sich das Alltägliche im Angesicht des Apokalyptischen behaupten möge – das ist meine Hoffnung in dieser Zeit. Unsere Epoche steht an einem Anfang nach einem Ende. Das ganze Geblubber ist meines Erachtens ein Indiz dafür, dass die Kultur sich wieder bemerkbar macht. Oft handelt es sich dabei um die ganz rudimentäre Kultur der Sprache und des Slangs, der Witze und der Lieder, eine Kultur, wie Menschen sie eben gemeinsam machen, weitergeben und erben, ohne zu wissen, woher sie eigentlich kommt und ob sie irgendeinen Wert hat. Der Status unserer Werke – als *Kultur* – ist wichtiger geworden angesichts

ihres angekündigten Endes, das von seinen Apologeten mit ein wenig Natur verputzt wird. Einer der Widersprüche dieser späten Kultur besteht darin, dass diejenigen, die die absonderlichsten technologischen Fortschritte im Namen des Offiziellen oder der Autorität verteidigen, indem sie den Bruch mit den Methoden der Vergangenheit gutheißen, dies zumeist im Namen einer Natur rechtfertigen, die angeblich allem zugrunde liegt. Es gehe eben immer um die möglichst effiziente Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse des Menschen, das sei nun einmal der Lauf der Dinge. Die Schlacht um die Erschaffung der Natur ist die große Geschichte der Gegenwart. Foucault sagte, dieser Kampf reiche zurück bis zu den Ursprüngen der liberalen Ökonomie. Bourdieu, der darin die Grundlage für die Fortdauer aller Formen der Herrschaft erkannte, sprach davon, die Geschichte werde in Natur verwandelt und damit zugleich dementiert. Kenneth Burke, ein Veteran des demokratischen Utopismus der dreißiger Jahre, beklagte eine vergleichbare Tendenz in der Generation der 1968er. Er sagte, dies sei das Ethos gewesen des »weniger Politik, mehr Apokalypse«.

In den Kapiteln dieses Buches geht es mir nicht so sehr um einzelne Formen, die für unsere Zeit typisch sind, als vielmehr um die totale Ästhetisierung unserer Leben. Man könnte auch sagen: um ihre Dramatisierung, Narrativisierung. Leben lässt sich heute fassen als Produktion von Erfahrungen, es folgt den Strukturen des Dramas. Diese Dramen erschaffen in der Gegenwart in erster Linie Helden jenes Typs, den man früher auf Theaterbühnen vorfand, in jüngerer Zeit auf Kinoleinwänden und Fernsehbildschirmen. Sie thematisieren also nicht jene inneren Bewusstseinsformen, die man etwa mit dem Roman in Verbindung

bringt oder mit den Figuren, die in einem Gesellschaftsroman die Politik einer Stadt repräsentieren. Unsere Leben erinnern eher an die Personen antiker Stücke, die man noch ohne Weiteres einfach nach einem ihrer Charaktere benennen konnte – Ödipus oder Iphigenie. Oder besser noch: an ganze Reigen dieser Stücke, in denen eine Heldin, die in der einen Tragödie aufgrund einer bestimmten Wendung des Mythos ihren Tod gefunden hat, in der nächsten quicklebendig wieder auftaucht, um weitere Eigenschaften ihres Charakters zu offenbaren. Wenn man allein die großen, klassischen Wendepunkte von Lebenserzählungen betrachtet (Kriege, Hochzeiten, schwerwiegende, unumkehrbare Entscheidungen), so sind unsere Leben heute ärmer an »Ereignissen« als jemals zuvor. Allerdings werden sie von ihrem Anfang bis an ihr Ende von einem Gefühl der Ereignishaftigkeit durchzogen, und das gilt sowohl für unsere unmittelbaren Erfahrungen als auch für die durch die Narrative der Medien vermittelten.

Deshalb muss all das, was folgt, »Schreiben über Medien« sein – und zwar in dem Bewusstsein, dass zwei dieser Medien eventuell nicht die erwarteten sind: Sex und Geld. Doch auch sie stellen Modi der Repräsentation und Versuche dar, in unserer Fantasie auszuprobieren, wie unser Leben sein könnte. Fantasien, die den Korridor der Optionen, die wir uns zu leben trauen, oft allzu sehr einschränken.

Wir könnten auch ganz anders leben. Historiker werden sagen: Selbstverständlich, Ihr habt schließlich schon ganz anders gelebt. Und Menschen, die Einblick in unsere Seelen haben, würden wohl ergänzen: Insgeheim leben wir auch heute oft ganz anders, als es nach außen den Anschein hat.